

Die Felle Welt

Nr. 51

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Der Enkel des Tiberius.

Humoristische Erzählung von Wilhelm Schäfer.

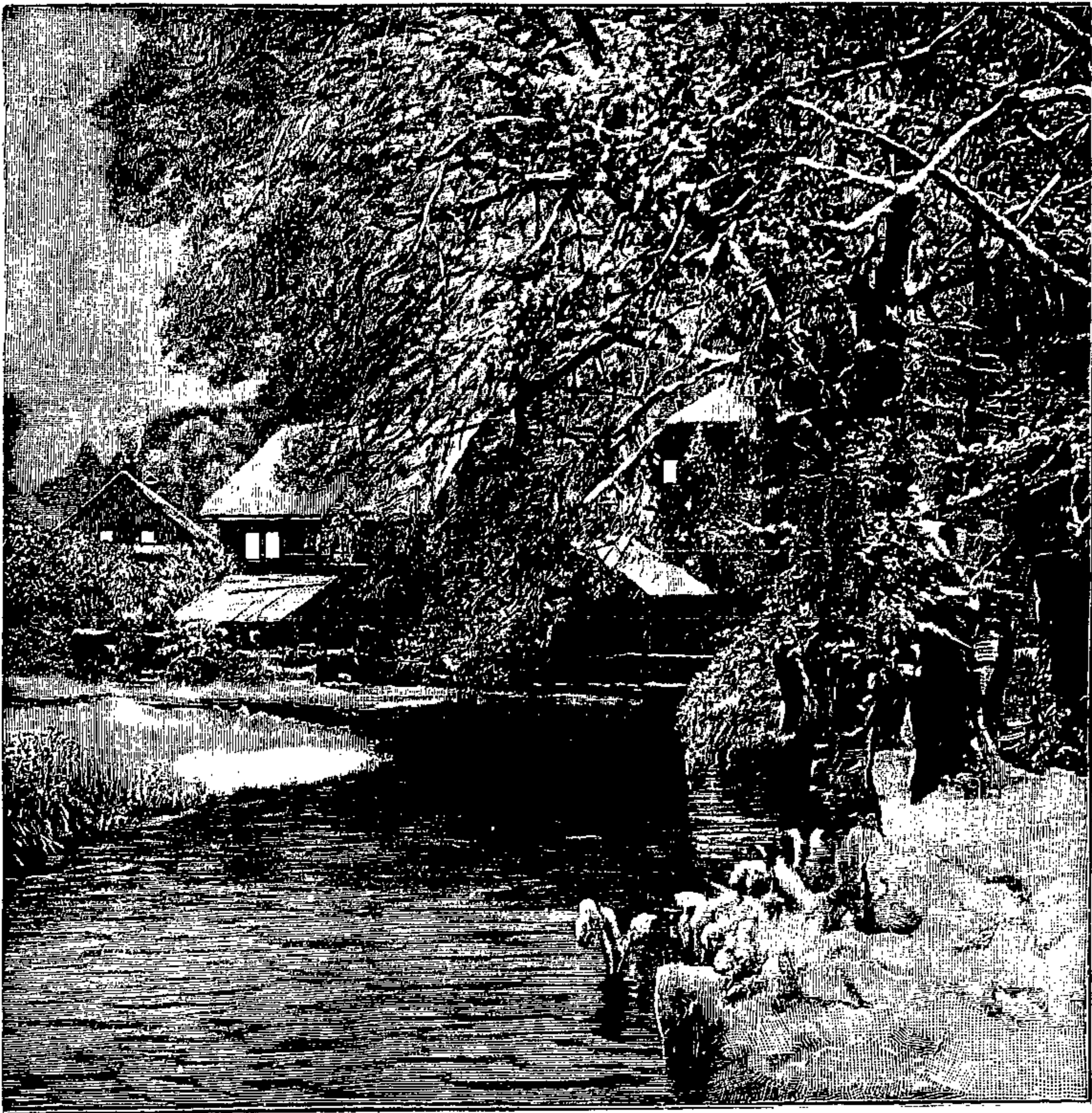
(Schluß.)

Der Bauer hatte ein arg verzwicktes Lächeln um den glattrasierten Mund, indessen seine Arbeitshände den Hut wie einen Panzer vor sich hielten, daß der Pfarrer ihm Wein herbrachte, davon er gleich ein Glas austrank und auch ein zweites eingießend ließ. Doch kam dem Pfarrer mit der Kanne in der Hand ein rascher Einfall, womit er diesmal noch durchzukommen hoffte: Warum nicht längst da an der Straße, wo täglich Wagen und Wanderer vorüber kämen, ein Schild anzeigte, daß hier das Römergrab zu sehen wäre? Und drehte den Gedanken, im Zimmer hin und her spazierend mit festen Schritten, wie es die eingebogenen Knie und auch sein Bauch so mit sich brachten, und so im Sprechen dem Lüsebrink ein drittes und viertes Glas eingießend, noch vielfach um und fränzte ihn mit so viel Worten, daß der Bauer Lüsebrink zuletzt mit einem Kopf voll Wilder, dazu vom guten Wein völlig benebelt, an einer schweren Zigarre rauchend noch immer zwar verdrossen, doch in einer prahlerischen Verwegenheit grad aus dem Pastorat ins Wirtshaus ging, wo er dem Sachsen in die Hände fiel. Denn als er — selbst nicht fähig, solch ein

Schild zu malen — dem Wirt ansagen wollte, wenn in den Tagen ein Schildermaler käme, den möge er ihm schicken, und sich bei einigen

fühlen Ofenecke, die Hände in einer arg ver-
schabten Manchesterhose versenkt, ein elend
fahler Kerl. Der ängte ein paar mal nach ihm

hin, saß aber schläfrig den Kopf auf's
Stirn gebängt, bis er sich mit den Armen
sengelnd an ihren Tisch herannachte und mit be-
trunkener Verbeugung seine Kunst
dem Lüsebrink anbot: er sei zwar
sonst kein Schildermaler, doch wolle
er ihm schon ein recht geschwungenes
Stück beibringen. Das sang er recht
mit seiner dünnen Sachsenstimme und
wurde auch nicht zornig, als sich der
Lüsebrink, die Faust aufschlagend, mit
bäuerlich aufgepöbeltem Hochmut dem
Wirt anhängte: er möge ihm den
Hungerleider aus Sachsen vom Leibe
halten. Der aber war ein Stultkater,
den sie hier in den Dörfern im Tage-
lohn verschliffen, ein gar nicht ungeschick-
ter Kerl, wenn er noch nüchtern war.
Er brachte schon am zweiten Tag darauf
ein Schild, wie eine Hand gefügt, das
stark nach Farbe roch und in die
überweiztem



Wintertraum. Von A. Andersen-Lundby.

üblen Gläsern Bier, vom Wein des Pfarrers
schwathast, in diese neue Wendung seiner Sache
verfajelte, nicht ohne manchen Hinblick, wie er's
dem Pfarrer diesmal gegeben habe: saß in der

und grünen Linien grell aufgemalt die Inschrift
zeigte: Hier ist das Römergrab zu sehen, und
auf der anderen, gleich schön gemalt: Der Enkel
des Tiberius. Und war bescheiden zufrieden

Grund auf der
einen Seite in rot

mit einem Schnaps und fragte den Lüsebrink beiläufig nur, ob er nicht wisse, wer eigentlich sein Römer sei? Darüber hatte der nicht nachgedacht; der Sachse aber kramte die Weltgeschichte aus und wußte aus Büchern ganz genau, hier in der Gegend wäre der Enkel des Liberius vom Pferd gestürzt, und viele Forscher hätten schon das Grab gesucht.

Nun brauchte der Bauer Lüsebrink sonst stärkere Galen, eine Dummheit dranzuhängen. Doch weil er von dem Römer schon ganz zerfchlagen und begierig nach einem Ausweg war, so brauchte der Sachse nicht einmal viel zu reden und er dachte: Wenn er schon seinen Römer hätte, wer sagte denn, daß es kein Feldherr sei. Und stellte das Schild mit solcher Aufschrift dreist an die Straße; und als der Sachse ein paarmal wiederkam, es dürfe kein solcher Schuppen bleiben mit Teer und Dreck; es müsse eine Grabkapelle werden mit Säulen und goldenen Kapitälern: da war er schon im besten Willen, das einzurichten: als sich der Sachse auf andere Zeiten besann, wo er noch durch Europa zog mit Löwen und Elefanten in einer Menagerie.

Was er denn glaube, wenn einer mit der goldenen Brille das Grab gefunden hätte? Wie dann die Zeitungen davon zu sagen wüßten. Und alle Direktoren kämen auf Staatskosten erster Klasse angefahren. Wer aber ginge recht besuchen hinein in die Museen? Er wisse besser, wo der gemeine Mann sich seine Bildung hole: Auf Märkten und auf Messen, da lerne er seit aller Zeit gezeigt, was wissenschaftlich und nützlich sei: Das Erdbeben von Lissabon oder die mechanische Hand! Ob aber sein Enkel des Liberius nicht eine andere Sache wäre! -- Wieviel denn Menschen an einem Tag hier über die Straße kämen? Sieben oder dreizehn. Auf einer Messe zu Frankfurt oder sonst, da liefen sie zu Tausenden durcheinander. Wenn dann vor einer Bude der Rechte stände zum Aufen -- er wolle sich nicht rühmen, obwohl er schon in Kopenhagen --

Darüber nahm er eine Latte vom Boden auf und schwenkte sie im Bogen an der Stallwand her, davor sie standen: „Hierher, wer Bildung liebt! Hier ist der große Feldherr, der Enkel des Liberius zu sehen! -- Zwei Treppen müssen da sein: von rechts hinein, nach links hinaus bei dem Gedränge. Und mitten steht die Staffe: im ersten Platz macht's vierzig Pfennig, im zweiten dreißig, Kinder die Hälfte. Das gibt Euch einen Sack voll Nickelgeld am Tag; zehn Nickel sind ein Silber, zehn Silber Gold.“

Der Sachse hatte sich listig einen Abend abgepaßt, an dem die Bäuerin mit der Ziege zum Bock gegangen war. Sie mochte das fremde Mannsbolk nicht; auch war sie nach der ersten Hitze längst verdrossen, indessen den schwer geplagten Lüsebrink erst jetzt der Eifer faßte. Es dauerte nicht allzu lange, so war das Spottgerücht im Dorf, er wolle eine Kirmesbude mit seinem Römergrab anfangen. Der Pfarrer kam, sehr ernst zu warnen: er fand die Bäuerin faumpf und berweint, den Lüsebrink mit heißen Augen, wie einen, den zu stören ein Fieber aufzuziehen kann. In einem Morgen stand der Römer in Sägemehl verpackt mit allen Gläsern in einer flachen Kiste auf dem Hof, und am Abend vorher hatte der Lüsebrink einen Acker verkauft um hundert Taler.

Da kamen gegen zehn Uhr morgens drei Brüder der Bäuerin auf den Hof, handfeste kleine Kerle, die scharf um die Scheuer hintereinander in die Küche gingen, aus der die Bäuerin sofort entwich, indessen sie zum Lüsebrink ins Zimmer traten. Sie hatten der Erbschaft wegen schon lange einen Handel miteinander; so blieben sie mit ihren Kappen auf dem Kopf beieinander stehen und ließen dem

Sachsen absichtlich einen Durchschluß, den er sehr bald benutzte. Dann holten sie drei Stühle, setzten sich fest darauf und einer klopfte den Staub aus seiner Hose und meinte: Ob sich der Schwager verändern wolle? Und als er nichts darauf erwiderte, nur immer noch in Ueberraschung an seinem noch leeren Ranzen bastelte, wurde es dem Stügigsten zu lang; er drehte den Kopf frech nach ihm hin: Wer seine Frau ernähren sollte, wenn er bei den Seiltänzern und Komödianten wäre?

Worauf die verwandtschaftliche Unterhaltung rasch zu Ende war: Sie möchten der Schwester ehrlich ihr Erbteil geben, wenn sie in Sorge wären; und im übrigen -- hier packte ihn der Jähzorn, so daß er anfang zu schreien -- aus seinem Hausfrieden gehen. Sie schienen nichts anderes gewollt zu haben, lachten auf ihre böswillige Art und gingen hinans, den Sachsen aufzuspielen. Der hatte sich, mit solchen Dingen nicht unbekannt, rasch in die Scheuer beiseite gelan und tief ins Heu verkrochen. Die Bäuerin aber gab Bescheid; nicht lange, so hatten sie ihn schon gefaßt, der laut um Hilfe zu schreien anfing. Dabei kugelten sie miteinander auf die Lemme und kamen -- zur Flucht aufspringend er und sie wie Mattenfänger über ihn her -- aus Tageslicht, wo sie ihn neben der Düngergrube hinwarfen und unbarmherzig auf ihn hieben. Bis er aufstehend ein offenes Messer hatte und dem einen tief in den Arm hieb, daß die anderen, von dem aufsprühenden Blut verwirrt, zwar seinen Kermel behielten, doch ihn selber über den Misthaufen springend gegen den Wald hinaus entlaufen sahen. Zwar rannten sie beide mit Schreie noch hinterher; doch weil die Bäuerin kreischend nach ihnen rief, so kamen sie zurück und halfen ihr bei dem Verletzten. Während sie nach Wasser liefen und ihm den Hemdärmel hochstreiften, kreischte die Bäuerin zum andernmal, dem Hause zugewandt, wo der Lüsebrink tollwütig durch Geschrei und Blut mit seiner Flinte drohend in der Haustür stand.

Einzig die Bäuerin hatte Mut, lief schnell wie eine Ziege zu und riß ihm seine Flinte so mit dem Lauf nach unten, daß der Schuß zwar losging, doch der Schrot wie aus einer Spritze nur in den Misthaufen prasselte, so daß die Strohscheben flogen und die Sauche aufklatschte. So war zwar niemand getroffen, aber eine Erregung in allen, wie wenn ihrer zehn dalägen. Die beiden unverletzten Brüder rissen dem Lüsebrink die Waffe aus den Händen und schmissen sie rasselnd weit von sich auf die Steine. Die Nachbarn sprangen zu; nicht lange, so lag der Lüsebrink mit Stricken gebunden auf der Erde. Während sie, auf Schlimmeres gefaßt, mit Geschrei noch immer hin und wieder liefen, wie Hunde bei verfehltem Wild, wollte das Unglück, daß einer über die Kiste stolperte, darin der Römerhauptmann mit Stricken und Schrauben versichert in seinem Sägemehl lag. Sofort schrie der Gestolperte nach einem Brecheisen, und alle halfen mit Hämmern und mit Zangen; und als sie das Gerippe dann offen liegen hatten mit seinem tödlichen Gebiß und einem Strahl der Morgen Sonne in den Augenhöhlen, wie Schadenfreude, daß nun sein Streich gelungen wäre, schlug einer mit dem Brecheisen ihm seine Rippen ein. Das gab nur einen dumpfen Laut, wie man ins Gras schlägt; doch weil die Glieder dabei zappelten und auch der Schädel kippte, so daß sein schwarzes Kinnbackenloch nach oben lag: so wurden sie wild und rafften Steine und Stöcke und nahmen die Knochen in die Hand und schlugen halschreiend in die Wäfer und Köpfe und machten ein Gemengel von Scherben, Staub und Knochen; und warfen in Ausgelassenheit den Schädel zum Kegel über den Hof.

Zwar kam der Pfarrer gleich darüber, doch mußte er den Schädel selber aufheben, ehe sie

das Kegelspiel aufhörten. Er wollte sie anfahren um der Heiligkeit menschlicher Gebein willen; der jüngste von den Brüdern aber schrie dazwischen: Ob einer lebendig nicht auch wagt? So sah er jetzt erst den Verletzten, der sich auf einer Egge sitzend von der Bäuerin seinen blutigen Arm abwaschen ließ, sah auch das arg zerworfene Gewehr und dann den Lüsebrink mit Stricken unwidert auf der Erde liegen. Er mußte meinen, daß der die Wunde geschossen hätte, und trat mit milder Miene vor ihn hin; er hatte die Augen wohl wach auf, schien aber nichts mehr wahrzunehmen. Er wollte ihn losbinden lassen, sie taten aber sehr erschrocken, und weil im Augenblick der Fuhrmann kam, die Kiste zur Bahn zu holen, da dachte er nicht lange nach, ließ ihn den Lüsebrink anfassen und auf den Wagen laden und eilig ins Nachbardorf zum Pfarrhaus fahren. Die Männer, die ihm den Bauer wie einen Geißel auf den Teppich legten, gingen nicht gleich hinaus und warteten ihn; er schloß die Tür hinter ihnen ab und band die festgeschürzten Stricke los und mußte ihn wie ein Bündel rollen, so steif war er. Auch als er ihn auf seinem Gesicht sitzen hatte, schien ihm das Leben noch abgeschwunden.

„Das Römergrab ist Euch zum Unglück ausgeschlagen,“ versuchte er sehr sanft zu sagen, und hatte nicht den Mut, ihm eine von den weiß und blau verschürzten Fäusten anzufassen; und redete ihm noch in vielem zu und sagte am Ende ganz verzweifelt: ob er nicht nun in Ruhe nach Hause gehen wolle!

Da hob der Lüsebrink sich auf wie ein toter, der vom Gericht aufsteht, und suchte nach seiner Klappe und fand sie nicht und schüttelte den Kopf, nahm aber nicht die dargebotene Hand des Pfarrers und ging hinaus. Er war schon draußen, da fiel dem Pfarrer ein Hirnwitz ein, er machte rasch das Fenster auf und rief den langsam Schreitenden zurück. Der kam aufrichtig, und als der Pfarrer, den vergessene Schädel in der Hand, rasch aus der Haustür trat, stand er schon da. Er reichte ihm mit einem milden Scherzwort die arg verbeulte Knochenkugel hin, und mochte wohl denselben Augenblick schon fühlen, daß eine Dummheit im Spiele war. Denn als der Bauer Lüsebrink den Schädel sah, stieg wieder Leben in sein Gesicht; doch war er fremd und seltsam. Er nahm nun auch gehorsam seine Hand; und mit er ihn mit seinem Schädel demütig trocknete, da flog dem Pfarrer ein hochmütiger Gedanke um den Mund.

Das Sextentor schien schwer im Schloß zu stecken; er sah ihn zweimal daran rütteln und ging ihm nach, dabei zu helfen. Da kam der Lüsebrink zurück und trug den Schädel in der Hand gleich einem Stein und hielt den Kopf wie etwas suchend vorgekehrt; und als er auf einige Meter an ihn heran war: da fuhr er sehr plötzlich aus und warf den Schädel mit solcher Kraft ihm vor den Leib, daß der Pfarrer, trotzdem er groß und stark gewachsen war, auf der Stelle drehte und mit gespreizten Händen seitwärts vom Weg zu sitzen kam, wo er für erste sitzen blieb.

Der Bauer Lüsebrink lief nicht fort, er hatte keine Last mehr mit dem Tor; er hörte auch die Bauern unterwegs nicht mehr lachen. Doch ging er geradeswegs zurück ins Dorf und in sein Haus; und als er seine Frau bei den Melken fand -- am Morgen hatte ihr die Ziege gefehlt -- da ließ er ruhig alles machen. Er, als sie danach meinte, ihm mit der alten Freiheit anzukommen, da hob er sie mit einem Grinsen und gab ihr gründlichen Bescheid, wo sie seiner Kinderheit ihn nicht erhalten hatte, bis er das letzte Zappel ließ und ihren Rest still nahm. Doch war dies kein Beginn von täglicher Gebrauch. Er schlief danach sehr lange und schien der alte Lüsebrink; nur daß er um die Arbeit ging, wie wenn er schwach in den Sehnen

wäre. Und war nicht viel im Wirtshaus, doch trank er viel, wenn man ihn sah; und wurde, wie es auf dem Lande häufig geht, ein Trinker, der kein Säufer ist. Für eine Instalt nicht verlickt genug und doch kein Mensch, wie ihn das Land gebrauchen kann: so ging er schließlich ein und ward begraben wie einer, den man sicher weiß. Wohl aber steht der Schuppen noch mit seinem schwarzen Dach gleich einer Henne und an der Straße das Schild, wie eine Hand gesägt, und weist den Fremden zum „Eufel des Tiberius“.



Die Dammbauten der Biber.

Von Ch. Zell.

Nur wenigen dürfte es bekannt sein, daß in Deutschland noch an vereinzelt Stellen Biber vorkommen. Mit Sicherheit ist ihre Existenz allerdings nur an der mittleren Elbe in der Nähe von Dessau festgestellt, vielleicht kommen sie noch in den Mäulen der Salzach vor an der österreichisch-bayerischen Grenze und möglicherweise an der Wöhne in Westfalen. Wie häufig sie früher waren, davon geben Namen wie Vabrach, Webra, Wober usw. hinlänglich Kunde. Jedoch der Schade, den sie überall anrichteten, gab Anlaß zu ihrer Ausrottung. Besonders häufig war der Biber in Amerika. Gontan, welcher vor 200 Jahren dieses Land bereifte, erzählt, daß man in den Wäldern von Kanada nicht vier bis fünf Stunden gehen könne, ohne auf einen Biberdamm zu stoßen. Seitdem ist die Anzahl der Biber auch dort infolge des rücksichtslosen Vernichtungskriegs, den man gegen sie geführt hat, sehr zusammengeschmolzen.

Man steht der amerikanischen Biber bei den Wilden in sehr hohem Ansehen. Sie schreiben ihm fast ebensoviel Verstand zu wie dem Menschen und behaupten, daß das vorzügliche Tier auch eine unsterbliche Seele haben müsse.

Den Anlaß hierzu gaben in erster Linie ihre wunderbaren Burgen und Dammbauten, über die in naturwissenschaftlichen Werken folgendes berichtet wird: Die Tiere wählen nach reiflicher Ueberlegung einen Fluß oder Bach, dessen Ufer ihnen reichliche Weiden bieten und zur Anlage ihrer Geschleife und Kessel oder Dämme und Burgen besonders geeignet scheinen. Einzelne lebende wohnen in einfachen unterirdischen Bauen nach Art des Fischotters, Gesellschaften, welche aus Familien zu bestehen pflegen, errichten in der Regel Burgen und nötigenfalls Dämme, um das Wasser aufzustauen und in gleicher Höhe zu erhalten. Die Bauen haben eine oder mehrere Zugangsröhren oder Geschleife von verschiedener, ungefähr zwischen zwei bis sechs Meter schwankender Länge, welche ausnahmslos unter Wasser münden und zu dem geräumigen, mehr oder minder hoch über dem Wasserspiegel liegenden Kessel führen. Letzterer besteht gewöhnlich nur aus einer Wohnkammer, welche sorgfältig und nett mit fein zerhackten Spänen ausgefüllt ist und als Schlafstätte, ausnahmsweise aber auch als Wochenstube, dient. In einsamen und stillen Wäldern werden die unterirdischen Bauen wahrscheinlich nur als Notröhren benutzt und regelmäßig fog. Burgen errichtet, über dem Boden gelegene Wohnräume der Biber, zu denen im tieferen Wasser mündende und von diesem aus gegrabene Geschleife führen. Die Burgen sind bodenförmige, dickwandige, aus abgeschälten Holzstücken und Nesten, Erde, Lehm und Sand zusammengeschichtete Hügel, welche im Innern außer der Wohnkammer noch Nahrungsspeicher enthalten sollen. Wechselt der Wasserstand eines Flusses und Baches im Laufe des Jahres ziemlich erheblich ab, oder hat ein

Bach nicht die erwünschte Tiefe, so ziehen die Biber mehr oder minder lange und hohe, je nach der Strömung stärkere oder schwächere Dämme quer durch das Gewässer, stauen dieses und bilden sich so oberhalb des Dammes freies Wasser von sehr verschiedener Ausdehnung. Morgan hat in den pfadlosen Wäldern an den Ufern des Oberen Sees in Nordamerika mehr als fünfzig solcher Dämme untersucht, photographiert und in einem besonderen Werke über den Biber und seine Bauten ausführlich beschrieben. Einzelne dieser Dämme sind andert- halb- bis zweihundert Meter lang, zwei bis drei Meter hoch und im Grunde vier bis sechs, oben noch ein bis zwei Meter dick. Sie bestehen aus arm- bis schenkelstarken, ein bis zwei Meter langen Hölzern, welche mit dem einen Ende in den Boden gerammt wurden, mit dem anderen in das Wasser ragen, mittels dünnerer Zweige verbunden und mit Schilf, Schlamm und Erde gedichtet werden, so daß auf der Stromseite eine fast senkrecht abfallende feste Wand, auf der entgegengesetzten Seite aber eine Böschung entsteht.

Da nun in Deutschland der Biber gewöhnlich einzeln in unterirdischen Gruben lebt, ohne daran zu denken, Burgen zu bauen, da ferner sein amerikanischer Bruder geringe Abweichungen im Vorkommen aufweist, z. B. einen schmäleren Kopf hat, so war man schwankend, ob nicht der kanadische Biber eine selbständige Art sei. Ganz besonders auffallend war es, daß der letztgenannte, wie Morgan unzweifelhaft nachgewiesen hatte, sich künstlicher Kanäle bediente, um seine Lasten bequem fortzuschaffen und um Umwege zu vermeiden. Morgan erblickte in dieser vermeintlichen Anlage künstlicher Kanäle den Gipfel der Intelligenz, der bei einem Tiere anzutreffen sei.

Allerdings wurde man wiederum zweifelhaft, ob man dem deutschen Biber das Unterlassen von Burgenbauten als Mangel an Klugheit auslegen durfte. In Wirklichkeit liegt ja gerade das Gegenteil davon vor. Denn ein Biberpaar in einer unterirdischen Höhle kann dem Blicke des Jägers entgehen, eine Biberkolonie mit Burgen und Dämmen gewiß nicht.

Sodann aber wurde durch eingehende Beobachtungen, die namentlich von Dr. Hermann Friedrich angestellt wurden, der Nachweis erbracht, daß auch die deutschen Biber, gegebenenfalls ihre von Alters her vererbten instinktiven Triebe, wie Fällen der Bäume, Bauen von Burgen und Dämmen, noch heute in derselben Weise betätigen, wie ihre amerikanischen Brüder. Nur ein Bauen von Kanälen war bei den unsrigen bisher noch nicht bemerkt worden.

Neuerdings ist es nun diesem verdienstvollen Naturforscher gelungen, den überzeugenden Nachweis zu liefern, daß auch dieser letzte Unterschied zwischen beiden Verwandten in Wirklichkeit gar nicht existiert, daß auch die deutschen Biber Kanäle bauen. Er berichtet darüber in der „Deutschen Jägerzeitung“ ungefähr folgendes: Nordwestlich von Dessau liegt unweit der Elbe ein nach dem Dorfe Großkühnau benanntes, langgestrecktes See, den Volanikern durch die hier häufig vorkommende Trapa natans, den Zoologen durch die an seinen Gestaden hausenden Biber wohlbekannt. Sind schon in dem das Südufer desselben begrenzenden höher gelegenen Parke kegelförmige Stümpfe von Bäumen, die auf die Klugheit des Bibers hinweisen, keine Seltenheit, so zeigt das niedrigere, nur selten bebauete Nordufer die Tätigkeit der Biber auf Schritt und Tritt. Allenthalben stößt man auf alte und frische Schnitte von Weiden, Espen und Eichen, ja aus einer Gruppe großer Silberpappeln wurde im Winter 1896/97 ein Exemplar von Bibern gefasst, das an der Schnittstelle 1,92 Meter im Umfange hatte und heute

in dem neuen Altonaer Museum, umgeben von aus amerikanischen Bälgen hergestellten Bibern, als Schaustück prangt. Hier und da stößt man auf eingefallene Uferbanten, auf Haufen zusammengeschleppten Meißigs und, namentlich an der nordwestlichen Seite, auf frische Uferbanten, die sich im Spätherbste durch über der Einfahrt schwimmende, aus verflochtenem Meißig bestehende Wintervorräte leicht verraten.

Die dem Großkühnauer Schloß gerade gegenüber liegende Stelle des Nordufers zeigt einen eigenartigen Charakter. Von dem hier zur Elbe hin abzweigenden „Bruchgraben“ westwärts lagert zwischen dem See und den nördlich anstoßenden Wiesen ein dreieckiger Streifen sumpfigen Bodens, der sich kaum über dem Wasserspiegel des Sees erhebt und von büschelförmigen, übermannshohen Schilf- und Rohrgewächsen fast undurchdringlich dicht bestanden ist. Für Menschen ist dieses Gebiet wegen des unter dem Fuße einfallenden Bodens während des größten Teiles des Jahres unzugänglich; nur beim Eintritt stärkeren Frostes wird die Decke haltbar, und nun können Schilf und Rohr geschnitten werden. Auf der Grenze zur Wiese liegen vier kleinere künstliche Hügel, von denen drei mit Weiden, Eichen und Schwarzdorn bestanden sind, während auf dem sumpfigen Vorlande selbst hier und da Erlen und Weiden Wurzeln geschlagen haben.

Als im Januar 1901 der starke Frost den See mit einer festen Eisdecke überzogen hatte, wurde Friedrich auf einen durch das Abschneiden des Rohres freigelegten Biberbau aufmerksam gemacht, der offenbar im Laufe des Jahres 1900 hart an einem Einschnitte des Sees in das sumpfige Vorland entstanden war und eine Biberwohnung repräsentierte, die Morgan als „island lodge“, Inselhütte, die Ojibwas-Indianer als „Wigwan“, also mit demselben Namen, wie ihre eigenen Mindenhütten, bezeichnen. Außerordentlich ein domkuppelartiger Haufen von stärkeren und schwächeren Zweigen, ist das Ganze durch Schlamm verdichtet und ringsum wie eine Burg von einem Graben umgeben. Aus dem im Innern gelegenen kesselartigen Raume führt ein Ausgange unter Wasser nach dem offenen See, während nach der entgegengesetzten Seite durch den vom Schilf entblößten Moortepich zwei Kanäle freigelegt waren, der eine direkt nordwärts in Schlangenumwindungen nach dem dem Bruchgraben am nächsten liegenden, mit Weiden bestandenen Hügel ziehend, der zweite nordwestlich nach einer mit Weiden und Schwarzdorn bewachsenen Erhöhung verlaufend. Nach dem ersten zweigte sich ein Nebenkanal ab und endete in einem Erlengebüsch, das noch im schwimmenden Moore selbst wurzelte.

Beim ersten Anblick dieser Wasserrinnen war es Friedrich klar, daß er in ihnen Morgans „beaver-canals“ (Biberkanäle) vor sich hatte. Leider war er im selben Winter nicht mehr in der Lage, die Kanäle genauer zu untersuchen, und erst der kurz vor Jahreschluss wieder eingetretene Frost ermöglichte es ihm, das Kanalgebiet wieder aufzusuchen. Da war er denn überrascht, etwa 50 Schritt westwärts von der alten, aber noch bewohnten Inselhütte eine zweite, mit dieser äußerlich völlig identische zu finden, von der aus wiederum ein Kanal nach dem am Wiesenrande gelegenen Hügel führte, wo, wie die Stümpfe und umherliegenden Zweige verrieten, das Material zum Bau des neuen Wigwams gefällt worden war, während wenige Schritt davon ein weiterer Kanal vom offenen See aus durch abgeschchnittenes Erlengebüsch hindurch nach einem großen Weidenbusche führte, der ebenfalls einem Holzschlage nicht ganz unähnlich war. So überfiel man denn hier auf dem etwa ¼ Hektar großen Gebiete nicht weniger als vier Biberkanäle.

Nunmehr befehrt, in welchem Terrain er Wiberkanäle zu suchen hatte, hatte er bald das Glück, etwa $\frac{1}{2}$ Kilometer östlich einen noch größeren Kanal ausfindig zu machen. Der im Karte durch eine Spitze bezeichneten Fischverkaufsstelle gegenüber liegt eine kleine, mit etwa hundertjährigen Eichen bestandene Insel; zwischen dieser und dem hier die nördliche Grenze des Sees bildenden, ostwestlich verlaufenden Kanale liegt ein dem zuerst geschilderten Wiberkanalgebiete durchaus gleichendes, mooriges und von Wasser durchtränktes Rohr- und Schilffeld, dessen Nordrand, parallel dem Kanale, von zehn künstlich aufgeworfenen Erdbügeln, den „Zehn Inseln“, eingerahmt wird. Duer durch dieses Gebiet führt um die Insel herum in flachem

Bogen ein Kanal von zirka hundert Schritt Länge; ein Erlengebüsch, das er durchquert, ist vollständig abgeholt, dagegen ist ein Wiberbau im ganzen Verlaufe dieses Kanals nicht zu finden. Wiederum ostwärts von hier, der alten Burgstätte zu, liegt südlich der „Fischerinsel“ ein ausgedehntes Moorfeld; gern wäre er auch hier eingedrungen, doch ist dasselbe derartig unzugänglich, daß sein Rohrbestand selbst in strengen Wintern nur an wenigen Stellen ausgebeutet werden kann. Friedrich zweifelt nicht, daß auch hier weitere Wiberkanäle zu finden sind.

Friedrich untersuchte nun eingehend, ob die Morganschen Wiberkanäle mit den von ihm entdeckten identisch sind. Er bejahte diese Frage, da die Uebereinstimmung überraschend ist. Wie in Kanada, so befinden sich auch bei uns die Kanäle nur im Moore und hören bei festem Boden auf. Natürliche Bäche können sie nicht sein, da sie sofort senkrecht an den Rändern hinabfallen, überdies auch kein Gefälle haben.

Wie hat nun der Wiber diese Kanäle gebaut? Etwa mit seinen gewaltigen Zähnen, mit denen er Eichen fällen kann? — Wo befindet sich die ausgehobene Erde? Morgan kann merkwürdigerweise darauf keinen Bescheid erteilen, und auch bei uns ist von Erdmassen nicht das geringste zu finden. — Leider ist es mit dem „Gipfel der Intelligenz“ bei den Wibern nichts, denn Friedrich hat ganz recht, daß die Kanäle nicht gegraben, sondern „gedrückt“ worden sind.

Wie zahllose Tiere — Sauen, Hirsche, Hasen, Füchse — so hat auch der Wiber die Gewohnheit, stets einen bestimmten Weg — einen Wechsel oder Paß — zu benutzen. Nun ist es einleuchtend, daß, wenn der Wiber tagtäglich —

oder genauer nachträglich, denn er ist ein Nachtier — mit einer schweren Last denselben Pfad im Moore geht, allmählich eine Rinne entsteht, die sich mit Wasser füllt. Im Laufe der Zeiten vergrößert sich diese Rinne zu einem Kanal — und die Glanzleistung der tierischen Intelligenz ist fertig.

Hierzu möchte ich noch folgendes bemerken. Eine Bestätigung der Friedrichschen Ansicht findet man in folgendem. In heißen Ländern werden die Dickhäuter wie Elefanten, Nashörner, Flusspferde usw. dadurch zu einem großen Segen für den Eingeborenen, daß sie durch den dichtesten Urwald, der dem Menschen das Vorwärtsschreiten fast unmöglich macht, schnurgerade Wege bahnen. Sie sind also Straßenbauer

gegenüberstand, das mich ganz erstaunt anglokte. An Ausweichen war nicht zu denken, und wenn ich geschossen hätte, würde mich das sehr starke, alte Tier wahrscheinlich angenommen haben. Sturz entschlossen riß ich mein Taschentuch heraus und schwenkte es schreiend dem gewaltigen Dickhäuter entgegen, der auch wirklich sofort erschreckt, aus den Klüften wie eine Dampfmaschine blasend, herumsuhr und sich einen neuen Paß seitwärts ins Sumpfdickicht brach.“

Bei den Dickhäutern wie bei den Wibern haben wir hier denselben Erfolg. Neue werden zu Straßenbauern, diese zu Kanalerbauern, ohne das zu beabsichtigen. Auch mit einer anderen Vorstellung von der Höhe der Intelligenz des Wibers räumt Friedrich auf. Man wunderte sich darüber, daß die von ihm gefällten Bäume stets ins Wasser fielen, und schrieb dies seiner überlegenen Handlungsweise zu. Friedrich machte nun darauf aufmerksam, daß am Wasser stehende Bäume die stärksten Nester an der Wasserseite haben, da hier die meiste Luft ist, wohingegen sie auf der Landseite den Raum mit anderen Bäumen teilen müssen. Der Baum gehorcht also nur dem Gesetz der Schwere, wenn er ins Wasser fällt. Ueberdies sei diese Lage um deswillen für den Wiber nicht vorteilhaft, weil er unter Wasser kein Holz schneiden könnte. So ist es denn mit dem „Gipfel der Intelligenz“ bei dem Wiber und mit seiner „unsterblichen Seele“ sehr schwach bestellt. Schon früher ist die Behauptung, daß er bei den Dammbauten seinen Schwanz als Kelle benutzt, als Märchen erwiesen worden. Zutreffend scheint allerdings bei ihm zu sein, daß er ein

Aphorismen über Redekunst.

Die geleckte Form macht bei einem Arbeiterpublikum nicht entfernt die Wirkung wie bei einem bürgerlichen Publikum. Arbeiter legen den Hauptwert auf die innere Gediegenheit, den gedanklichen Feingehalt, und lassen sich nicht leicht von der Fassung über die Dürftigkeit und Hohlheit des Inhalts hinwegtäuschen.

Die rednerische Befähigung stellt sich von selbst ein, wenn man die Materie, worüber gesprochen werden soll, gründlich beherrscht. In eo, quod scimus, satis eloquentiae habemus („In dem, was wir wissen, besitzen wir genug Rednergabe“) sagte der berühmteste Redner der Römer Cicero.

Den stärksten Eindruck macht der Redner, der von dem, was er spricht, vollkommen überzeugt und dafür begeistert ist. Von seiner ehelichen Gesinnung geht die mächtigste rhetorische Suggestion aus. „Und wenns euch ernst ist, was zu sagen, ist's nötig, Worten nachzujagen?“ sagt Faust. Von den Demagogen der Reaktion gilt dagegen das weitere: „Ja, eure Reden, die so blühend sind, in denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt, sind unerquicklich wie der Nebelwind, der herblich durch die dürren Blätter käufelt.“

Sprudelnder Wortschwall, papageienmäßige Zungenfertigkeit, die nie auf ein Hindernis stößt, sich nie im Ausdruck oder in der Satzfolge zu korrigieren braucht, ist nicht immer ein Vorzug. Sie macht den Eindruck des Eingefahrenen, statt der Ursprünglichkeit des Hervorquellens aus dem Innern.

Auch für den Redner gilt: Maßhalten im rednerischen Schmuck, mit Gleichnissen, rührendem, pathetischem, humoristischem, anekdotischem und sonstigem Beiwerk. Zu viel Geistreichelei wirkt mehr blendend als erhellend. Zu viele rhetorische Blumen betäuben leicht.

Derbe Ausfälle verlieren an Wirksamkeit, wenn sie zu oft wiederkehren. „Die Grobheit spare wie Gold, damit, wenn du sie in gerechter Entrüstung einmal hervorkehrst, sie ein Ereignis sei und den Gegner wie ein unvorhergesehener Blitzstrahl treffe“, schreibt Gottfried Keller („Das Fährlein der sieben Aufrechten“).

Je mehr der Redner auf den Effekt im Publikum schießt, desto weniger wird er ins Zentrum treffen.

Der Redner ziehe nicht gleich von Anfang mit Vehemenz den Glockenstrang. Erst allmählich mögen die Ausführungen zum Fortissimo anschwellen, um aber bald wieder in die gemäßigte Tonart überzugehen.

„Zur rechten Zeit aufhören!“ Die Nichtbeachtung dieser Regel hat schon oft die Wirkung abgeschwächt.

Eine Rede anzuhören, ist oft schwerer, als sie zu halten, meinte ein Satiriker.

„Schlager“ entfesseln oft stärkeren Applaus als bedeutende Gedanken. Als einst dem Griechen Phocion mitten in einer Rede während Beifall geflößt wurde, fragte er leise einem neben ihm stehenden Freund: „Ei, was habe ich denn Dummes gesagt?“

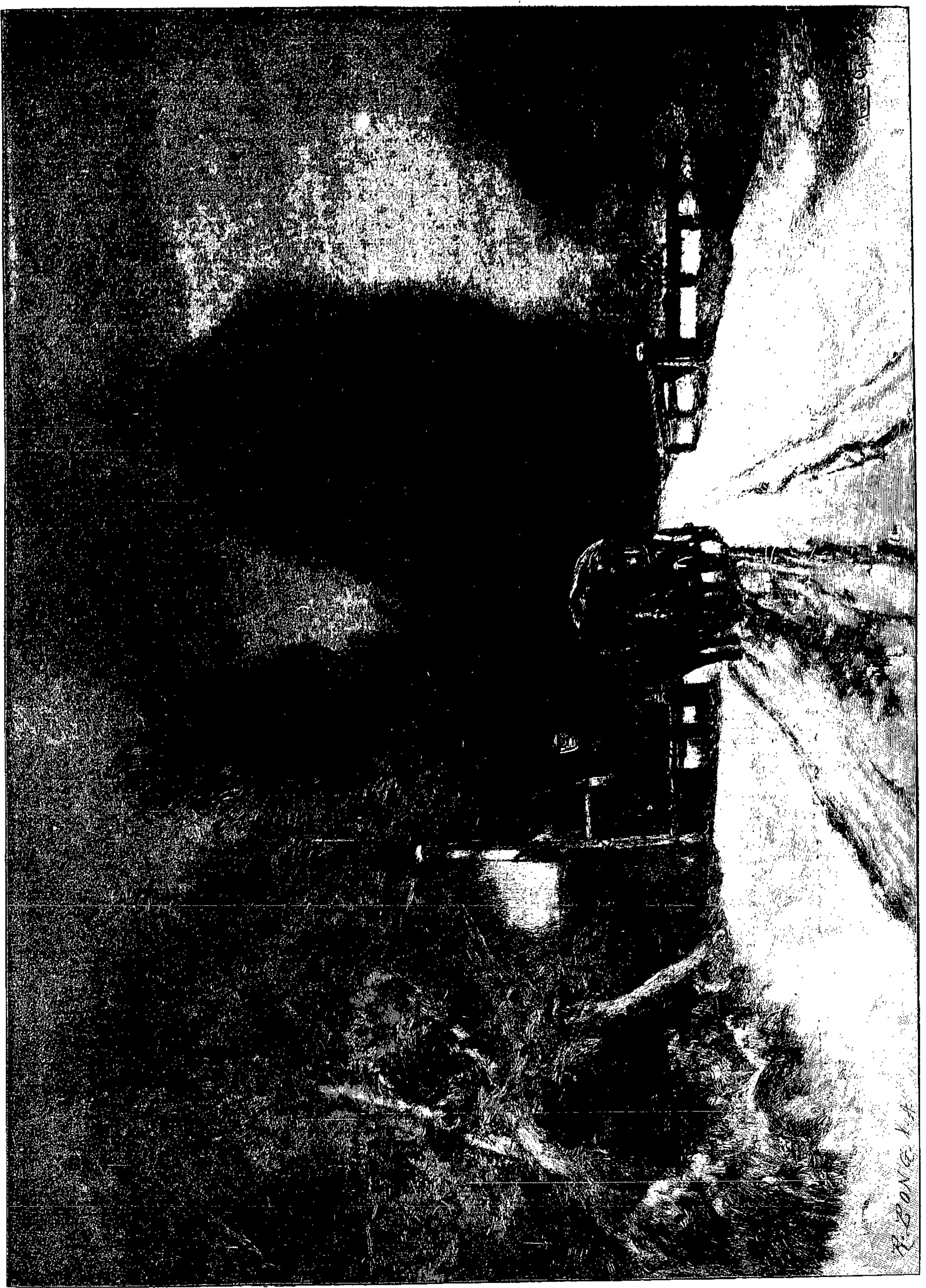
Die Wirkung einer Rede zeigt sich weit mehr als im gespendeten Beifall in ihrem Erfolg. Wenn Cicero auf dem römischen Forum plädierte, dann sagten die Zuhörer (wie Heine in den „Französischen Zuständen“ erwähnt), daß niemand schöner zu reden verstehe, als Marcus Tullius (Ciceros Vornamen). Sprach aber Demosthenes (der gefeierte Redner zur Zeit Philipps von Macedonien), so riefen die Athener: „Krieg gegen Philipp!“

im wahrsten Sinne des Wortes, denn ihre Pfade werden von anderen Geschöpfen der unwegsamem innerafrikanischen Wildnis gern benutzt.

Ein ungemütliches Zusammentreffen mit dem Erbauer solcher Straße, einem Flusspferde, schildert Wismann in seinen afrikanischen Jagderlebnissen folgendermaßen: „Am hellen Tage war ich einst an einer sumpfigen Stelle des Nassafées ans Land gegangen, um das etwas höher und zurückliegende Ufer zu erreichen. Dies wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht die Flusspferde sich durch die riesigen Sumpfgewächse Tunnels hindurchgebrochen hätten, die oben und an den Seiten aus fast undurchdringlichen Schilf- und anderen Sumpfpflanzen bestanden. In einem solchen „Wechsel“ ging ich bis an den Bauch im Wasser, als ich plötzlich in einer Wiegung auf zehn Schritt einem Flusspferde

geradezu wunderbares Gefühl für künftiges Wetter hat, da dieses gerade für ihn und seine Bauten von der größten Bedeutung ist. Brehm schildert folgenden Fall, der bei Wibern passierte, die in einem ziemlich großen Teich gehalten wurden. Eines Abends erschienen sie wie gewöhnlich außerhalb ihres Nessels und machten sich, obgleich die Witterung noch ebenso gut schien, als sie vorher gewesen war, plötzlich mit Hast an die Arbeit, Stämme in ihren Teich zu schleppen.

Winnen einer einzigen Nacht hatten sie 186 Stämme von zwei bis drei Meter Länge und acht bis elf Zentimeter Dicke ins Wasser geschafft, und vierundzwanzig Stunden später war der ganze Teich fest zugefroren und bereits mit einer sieben Zentimeter dicken Eiskruste überdeckt. —



Handzeichnung nach dem Gemälde von Louis Hrol

H. BONGE I.A.

Blaue Montags-Verbote.

Von Alwin Adé.

Das patriarchalische Verhältnis zwischen Handwerksmeister und Geselle, von dem die unverbesserliche Gute-alte-Zeit-Phantasten noch heute so gern schwärmen, erhielt im Mittelalter regelmäßig ein großes Loch, wenn die Gesellen zur Hebung ihrer sozialen Lage mit Forderungen an ihre Meister herantreten. Jede Verbesserung der Lebenshaltung mußten sich auch damals die Gesellen von den Meistern, die auf das brutalste ihr Ausbeutungsrecht und den „Herrn im Hause“-Standpunkt vertraten, in langwierigen Kämpfen ertroyen. So auch die Forderung des blauen Montags. Die Forderung selbst läßt sich nur aus den damaligen Verhältnissen heraus erklären, aus der langen Arbeitszeit, dem Kost- und Logiszwange, dem Drucke der häuslichen Abhängigkeit, der vernünftigen Sonntagsruhe und nicht zuletzt aus dem Zwange der Gesellen, für die politischen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Meister mit den Waffen in der Hand ihre Haut zu Markte tragen zu müssen. Gleich nach dem Auftauchen der Forderung des blauen Montags wurde natürlich von den Meistern die Klinker der Gesetzgebung gegen die unbotmäßigen Gesellen in Bewegung gesetzt. Zunächst verhielten sich alle Handwerker ablehnend gegen den geforderten Ganz- oder Halbfeiertag, wenn auch die Haltung der einzelnen Zünfte verschieden war.

Es gab schon damals besonders heyerische Scharfmacher. So erscheinen die Bergamenter in Lübeck 1330 nachgiebig, wenn sie bestimmen, „welch Geselle müßig geht über den Tag (Montag), bezahlt jeden Tag, aber des Abends, Nachmittags, wenn die Vesper geschlagen, können sie spazieren, wohin ihnen beliebt ohne Excesse“. Schärfer weht die Luft bereits bei den Straßburger Schustern 1387: „es soll jeder Meister seinem Knechte sagen, so er ihn dingt, gehe er ihm wider Willen müßig einen Tag, so viele Tage er müßig gehe, so viele Schillinge würden ihm abgezogen. Der Meister solle diese dem Gesellen aufsparen und verschweigen, bis der Knecht von ihm will, so mag er sie ihm dareinrechnen und abziehen, ziehe der Meister nicht ab, so bessert er für den Knecht dem Gericht jeden Tag 1 Schilling, den der Knecht müßig gegangen“. Ebenso jesuitisch wie die Straßburger Schuster bestimmen die Straßburger Kürschner im fünfzehnten Jahrhundert. „Der Meister mag dem Knecht den straffälligen Lohn bis Weihnachten zusammenlassen und dann erst abziehen.“ Auch sie drohen dem Meister, der den Abzug unterläßt, eine Strafe von 10 Schilling an. Die Straßburger Zimmerleute setzen 1478 für die Zimmerknechte außer dem Abzuge vom Lohn noch eine in bar zu zahlende Summe zur Strafe fest, während in Lübeck sich 1425 die Maler nur mit dem Abzuge des versäumten Tages begnügen. Und zwar sollte der Abzug nicht hinterlistig ein ganzes Jahr verschwiegen werden, sondern jeden Sonntag erfolgen. Wie eine Kundgebung eines Baumeisterverbandes aus dem 20. Jahrhundert liest sich im Gegenseite dazu unter anderem die Bestimmung der Wiener Steinmetz- und Maurerordnung vom Jahre 1550 gegen den blauen Montag, die da lautet: „so ist wissentlich, daß die Gesellen beider Handwerke, so oft sie sich am Feiertage überweinen, den anderen und sonst etliche Tage feiern, daß denn kein kleiner Schaden ihrem Bauherren zukommen tut, demnach so soll solcher blauer Montag und alle anderen ungewöhnlichen Feiertage in der Woche hiermit aufgehoben sein.“

So leicht machte sich diese Aufhebung des blauen Montags in der Praxis jedoch nicht, wie sie sich auf dem Papier ausführen ließ. Im Gegenteil, die Arbeitsruhe am blauen Mon-

tage gewann an Ausdehnung und wohl oder übel mußten die Meister sich mit dieser Tatsache abfinden. Man fing also an zu „kompromittieren“ und so einigen sich denn die oberrheinischen Schneidermeister 1457 mit ihren Gesellen bezüglich des blauen Montages wie folgt: „wenn es eine ganze Woche ist, mag ein Knecht wohl zu 14 Tage einen Tag zu seiner Notdurft ungefährlich müßig gehen, doch so, daß kein Feiertag in der Woche sei, und was der Knecht darüber müßig ging, soll der Meister ihm 1 Schill. abschlagen.“ Ähnlich die Schneider 1472 in Freiburg i. B., die da sagen: „wenn eine ganze Woche ist, mag der Knecht einen halben Tag müßig gehen oder halben Tag (für sich) arbeiten, und soll ihn der Meister doch speisen und tränken und nichts vom Lohne abschlagen. Geht der Knecht aber über denselben Tag müßig, soll ihn der Meister nicht speisen, nicht tränken, und so manchen ganzen oder halben Tag er müßig geht, soll er dem Meister gelten, wie er ihm in eines Kunden Haus hätte gegolten.“

In den meisten Handwerksordnungen des 16. Jahrhunderts hat der ganze oder halbe blaue Montag Anerkennung gefunden, wenn auch die Beschränkung auf den halben Tag überwiegt. So setzen die Nürnberger Zünfte den „allgemeinen guten Montag“ auf alle 14 Tage fest, und zwar im Sommer von 3 Uhr, im Winter von 2 Uhr an, Nürnberg 1550, wenn kein Feiertag in der Woche ist, allwöchentlich von Vesperläuten an. Die Frankfurter Schusterordnung von 1589: „die Meister sollen jedem Knechte, wenn ganze Woche ist, einen halben Feiertag gütlich zulassen, nur die Jungen, welche kein ganzes Tagewerk machen können, sollen von den blauen Montagen ausgeschlossen sein.“ Dieselben Bestimmungen gegen die Jungen trifft ein Breslauer Ratsbeschuß vom Jahre 1527. An modernen Arbeitswilligen klingt schon damals eine Verfügung der Frankfurter Schreiner von 1481 an, die da sagt, kein Knecht soll zum blauen Montag gezwungen werden. Gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts richten sich etwaige Polizei- und Zunftersätze nur gegen eine Arbeitsruhe über den blauen Montag hinaus. So sagt die Hamburger Polizeiordnung von 1710, die den blauen Montag an sich erlaubt, aber des weiteren verbietet: „den Gesellen ist nicht erlaubt, zu der Meister Ungelegenheit mit Versäumnis unter Händen habender Arbeit Krugtage zu halten und sich einander zur Unzeit auf die Herberge zu laden, die Ausbleibenden aber zu strafen. Jedoch sollen ihnen die von Altertum üblichen Refrektionstage oder Gänge, wie solche von der Obrigkeit vorher erlaubt worden, auf die Kondition zugelassen werden, nicht zu raufen“. Ähnlich das Lüneburger Stadtrecht, ungefähr zu gleicher Zeit erlassen: „als dann die Gesellen und Knechte zu Zeiten etliche Tage müßig und dem Trunke nachgehen, unter dem Scheine einen guten Montag machen zu wollen, oder daß etwa ihres Handwerkes einer angekommen sei oder wandern wolle, den sie zu empfangen oder geleiten dächten, dadurch einen ganzen oder halben Tag hinbringen und gleichwohl ihnen der Meister Kost und Lohn zahlen muß, so ordnen und wollen wir, daß hinfiro solches zu unterlassen, und so etliche Handwerke hergebracht, daß sie guten Montag hielten, so soll solches doch erst nachmittag geschehen und über den Montag nicht länger währen, sondern der Knecht oder Gesell Dienstag wieder in der Werkstatt und Arbeit sein. — Sonst von Gesellen gemachte müßige Tage sollte ihm der Meister vom Lohn abziehen, ihm für einen solchen Tag keine Speise oder Trank reichen, widrigenfalls der Meister mit 2 Fl. gestraft werden sollte.“

Das 18. Jahrhundert vollendete den Niedergang der Zünfte und des Städtebürgertums. Das Territorialfürstentum hatte in Deutschland alle Macht an sich gerissen und mit dessen Hilfe

gelang es nunmehr auch der Handwerksmeisterschaft, dem blauen Montag und den so geschaffenen Gesellenorganisationen zu Leibe zu gehen. Der berühmte Reichstagsbeschuß von 1731 stellte die Gesellenorganisationen unter Zucht- und Ausnahmegeetze und es gelang dadurch im Verein mit den veränderten Zeitverhältnissen tatsächlich deren Macht zu brechen. Wenn auch nicht sofort, denn noch 1771 bedarf es abermals eines Reichstagsbeschlusses, um die säumigen und nachsichtigen Territorialgewalten gegen die Gesellen und den blauen Montag scharf zu machen. Es heißt in diesem: „die in vielen Orten fortwährende Haltung der sogenannten blauen Montage, wo sich die Handwerksgejellen der Arbeit eigenmächtig entziehen, und nebst den Saumseligen, welchen mit dem Herumschwärmen gedient ist, auch die willigen Arbeiter mit Widerspruch der Meister davon abhalten, und mit dem großen Hansen zu ziehen, wo nicht genötigt, doch veranlaßt werden, so daß an den Orten, wo dergleichen Unfug nicht gestattet wird, oft ein Mangel von Gesellen erscheint, weil sie diese Orte auf der Wanderschaft vermeiden, daher für Abstellung dieses Unfuges als das dienlichste Mittel erachtet worden, das fürs künftige die Haltung des blauen Montags nicht nur unter Eingangs vermeldeter . . . Strafe den Handwerksburichen verboten, sondern denselben Aufnahme und Beherbergung an diesen Tagen allen Wirten, Gastgebern, Schenkern und anderen . . . Personen durchgängig und nachdrücklich untersagt werden, wobei den Landes- und Ortsherren die Bestrafung der ein und anderen Kontravenienten, wie auch die zu treffende Einrichtung überlassen bleibt, nach welcher den Handwerksgejellen nach Maß derjenigen Tage, so sie künftig mehr als seither üblich gewesen, in der Arbeit bleiben, eine Vermehrung des Lohnes billigerweise angeheihen und sie zum Fleiße aufmuntern muß.“ — Die damalige Reichstagsmajorität will also die Aufhebung des blauen Montages mit einer Lohnsteigerung erkaufen — das alte Mittel, Zuckerbrot und Peitsche.

Als die Gesellen aber trotz aller Schikane und Strafandrohungen in den meisten Städten noch immer an ihrem altgewohnten blauen Montagetage festhielten, griffen Meister und Staatsgewalt zu den brutalsten Mitteln der Stunte und des Zuchtzwanges. Allen voran das von byzantinischen Geschichtsschreibern als Sozialstaat gelobhndelte Preußen. Im allgemeinen preußischen Landrecht von 1794 dekretierte dieses: „Nur an Sonn- und Feiertagen, deren Feier das Gesetz verordnet, mag der Geselle die Arbeit unterlassen. Gesellen, welche sich an den der Arbeit bestimmten Tagen dieser entziehen, sollen mit Gefängnis bei Wasser und Brot, das erstmal 3 Tage, im Wiederholungsfalle 14 Tagen bestraft werden. Bei hartnäckiger Fortsetzung eines solchen Mißbrauchs wird der Geselle auf 4 Wochen zum Zucht- und Arbeitshaus abgeliefert und ihm sein Lehrbrief abgenommen. Jeder Meister, dessen Gesellen sich an den für die Arbeit bestimmten Tagen der Arbeit entziehen, ist schuldig, bei 1—3 Thaler Strafe zur Gewerbesteuer, davon der Obrigkeit Anzeige zu machen.“

Die übrigen deutschen Staaten folgten natürlich diesem Beispiele und so bestimmte Sachsen 1810, daß die Feier des blauen Montages das erste Mal mit 6 Groschen, das zweite Mal mit 3 Tagen Gefängnis bei Wasser und Brot und ein drittes Mal mit 14 Tagen Gefängnis, einen um den anderen Tag bei Wasser und Brot, zu strafen wäre. Bei weiteren Kontraventionen sollte der Geselle zu Arrest gebracht und den Behörden zur härteren Bestrafung übergeben werden. —

Trotz all dieser harten Strafen dauerte die Feier des blauen Montages im Handwerk bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts; erst die das Handwerk revolutionierende industrielle Entwicklung machte ihm ein Ende. —



Weihnachtsabend.

Von Karl Peteriffon.

Von den Türmen durch die Nacht
jubeln alle Glocken,
und vom Himmel gleiten sacht
große, weiche Flocken.
Träumend, meinen Kopf gelehnt
an die kalten Scheiben,
starr' ich in das Flockentreiben,
das sich vor mir dehnt.

Sehe wieder mich als Kind,
wie ich durch die Gassen
kämpfte gegen Sturm und Wind,
gegen Flockenmassen,
wie ich muß' von Haus zu Haus
meine Zeitung tragen.
Niemals mocht' mein Leid ich klagen,
wenn ich kam nach Haus.

Dem mein blaßes Mütterlein
küßt' mir Stirn und Wangen,
nannt' mich ihren Sonnenschein,
hielt mich lieb umfangen.
Und ein heißes Mitleid schlich
sich in meine Seele,
doch das Schluchzen in der Kehle
unterdrückte ich. — —

Später, als ich dann allein
stand im Kampf des Lebens,
und nach Glück und Sonnenschein
sehnte mich vergebens,
fragte ich mich oft, wozu
willst du dich noch plagen,
und des Daseins Bürde tragen
ohne Raft und Ruh?!

In mein Herz da drängte sich
tiefes, tiefes Hassen,
als am Weihnachtsabend ich
irrte durch die Gassen.
Arbeitslos — und ohne Brot
in den müden Händen
kehrt ich heim. An allen Enden
lauerte die Not.

— Leise öffnet sich die Tür,
leise und behende
schleicht mein Töchterchen zu mir,
streichelt meine Hände.
Zärtlich tauch' ich meinen Blick
in zwei Kindersterne,
aus der armen Kindheit ferne
kehrt mein Geist zurück.

„Lieber Pappa komm doch los,
da“ sie zeigt nach nebenan,
und erklettert meinen Schoß —
„is der Weihnachtsmann!“
Und ich küß' voll Innigkeit
ihr die Stirn, die bleiche.
O du selig', wunderreiche,
traumverlor'ne Kinderzeit!

Tannenduft weht zu uns her,
und ein goldner Schimmer
flutet aus dem Strahlenmeer
durch das dunkle Zimmer.
Weihnachtszauber, Weihnachtszeit,
wie mit tausend Sonnen
hast du golden übersponnen
meiner Jugend Leid! —



Gustav Kühne. Der berühmte bündische Reichstagsmann vom 10. Dezember 1835, laut dem alle Schriften Heines, Laubes, Gutzkows, Mundis und Wienbergs verboten wurden, nimmt auf Kühne, als zu der Gruppe des „Jungen Deutschlands“ gehörend, nicht Bezug. Während Heine nur im allgemeinen als Geistesverwandter und Vorgänger der vier anderen zu betrachten ist, verdient, neben Heinrich König, besonders Kühne mit den Jungdeutschen zusammen genannt zu werden, weil seine Schriften mit denen der vorigen die gleichen Merkmale aufweisen.

Gustav Kühne wurde am 27. Dezember 1806 zu Magdeburg, wo sein Vater als Ratszimmermeister lebte, geboren. Später kam der Knabe in das Haus seines älteren Bruders Karl, des damaligen Hauptmanns, nachmaligen Generals in Berlin, und besuchte hier das Joachimsthaler Gymnasium bis zur Reife. Dann bezog er die Universität, um Philosophie zu studieren, machte mit 20 Jahren in Erlangen den Doktor und war darauf einige Zeit Hauslehrer in Berlin. Nebenbei betätigte er sich als Mitarbeiter an einigen Journalen und schrieb mehrere Bände Novellen, von denen: „Eine Quarantäne im Frenenhause, aus den Papieren eines Mondscheinlers“ (1836) im Publikum viel Aufsehen machte. Im selben Jahre wurde Kühne als Nachfolger Heinrich Laubes in die Redaktion der Leipziger „Zeitung für die elegante Welt“ berufen, die er acht Jahre hindurch leitete. 1846 erwarb er die Wochenschrift „Europa“ und nahm seit 1857 mit seiner Familie dauernden Wohnsitz in Dresden. Hier traf den 77-jährigen Greis ein Schlaganfall, der ihn zwar nicht des Gebrauchs der Glieder beraubte, der aber teilweise sein Gehör lähmte und damit seine schriftstellerische Tätigkeit brach legte. Später besserte sich der Zustand — es war, wie Edgar Pierson schreibt, ein ruhiges, sich-Ausleben! Der scharfe Denker und Kritiker blieb wach bis zum letzten Augenblick. Am 22. April 1882 starb Kühne sanft und ohne Todeskampf. Sein Grab befindet sich auf dem Gasteiner Friedhof.

Kühne, der natürlich unter der Zensur zu leiden hatte, wie die anderen Jungdeutschen, hat sich als Dichter, Dramatiker und Novellist betätigt. Seine Gedichte fehlt es nicht an sprachlichem Glanz, wohl aber an reflexionsloser Gefühlstiefe.

Von zweien seiner als Manuskript gedruckten Dramen ist „Kaiser Friedrich in Prag“ mehrfach (in Leipzig, Weimar, Hannover, Magdeburg, Berlin und Darmstadt) zur Aufführung gekommen.

Stärkere Erfolge hatten Kühnes Novellen und Romane („Klosternovellen“, „Die Rebellen von Island“, „Klosternovellen aus Luthers Zeit“, „Die Freimaurer“, sein bedeutendstes Werk). Sie teilen mit den Schöpfungen der übrigen Jungdeutschen dieselben Vorzüge und Mängel, als da sind: Wörnes Freisinn und Heinesche Keckheit, halb poetisierende, halb reflektierende, doch sorgfältige Darstellung, glänzend geistvolle, nicht selten allzuüberladene Diktion und schwächliche Charakterisierungsgabe.

Vielleicht hätte Kühne alle in ihm schlummernden, zweifellos hervorragenden Fähigkeiten in ungebrochener Reinheit entfalten können, wenn er nicht dem Journalismus verfallen wäre, der seine besten Kräfte verbrauchte. Er selbst urteilt über sich (in einem Brief an Heinrich König) folgendermaßen: „Vieles ist mir versagt geblieben, bin vom Poeten zum Journalisten geworden, der den deutschen Geist in der Geschichte des Zeitalters abfängt. Ist nicht viel dabei herausgekommen, muß so verbraucht werden als Futter für Pulver. Als Dramatiker konnte ich nicht Fuß fassen, hatte nicht das Zeug dazu beisammen, während mancher literarische Gauner all seine Verdrehtheiten mit Glück absetzt auf die Bretter. Von Novellenkindern hab ich nun seit der „Normona“ (Bruchstück eines Romans, der wie eine gestrandete Flotte im Kasten liegt), nichts Geachtetes gemacht. Und so bin ich halt eben aus dem Leim gekommen.“

Als Literaturästhetiker („Porträts und Silhouetten“, „Deutsche Männer und Frauen“, „Weibliche und männliche Charaktere“ usw.) und Kritiker hatte er großes Ansehen.

Natürlich, und das lag in den Zeitumständen, kam Kühne auch ins Fahrwasser des politischen Schriftstellers hinein. „Auf meine Arbeiten im Felde der Kritik zurücksehend“, schreibt er in seinem „Tagebuch aus bewegter Zeit“, „sah ich, daß von 1848 bis 1850 hinauf fast nur politische Stoffe mich beschäftigten. Ich ward, nicht aus Veruss und Talent, sondern nur als Patriot und weil ich in dem, was die Nation bewegte, mitlebte, politischer Schriftsteller.“ In dieser Eigenschaft ging Kühne ins Frankfurter Vorparlament, dann, zurzeit der

„Kaiserdeputation“, nach Berlin und kurz vor dem Otmüher Tage nach Wien. Sein „Tagebuch“ hält alle hauptsächlichsten Ereignisse jener Jahre fest und ist als Mémoires nicht ohne Belang.

Von seinen belletristischen Schöpfungen gilt, was von den Schriften aller anderen „Jungdeutschen“ — mit Ausnahme einiger Dramen von Gutzkow und Laube — gesagt werden kann: sie wurzeln lediglich in ihrer Zeit und haben für die Gegenwart nur mehr literarhistorische Bedeutung.

Plakatkunst. Das Jahr 1806 kann man in Deutschland angeben, wenn man das Beginnen einer deutschen Plakatbewegung bezeichnen will. England, Frankreich hatten ihre Künstler. Deutschland kannte das moderne Plakat kaum. Dies lag an ganz natürlichen Ursachen. Das moderne Plakat ist ein Kind der Großstadt. Paris, London und New York sind Berlin überlegen, daher entstand in diesen Städten zuerst das neue Plakat. Andererseits ist das Plakat uralte. Überall, wo es Geschäftskreisläufe gab, existierte auch die Ankündigung, die das Verstreuen hat, möglichst ins Auge zu fallen. So hatte das alte Rom seine Affiche und in Pompeji förderten die Ausgrabungen Reklamen und Ankündigungen zutage. Nachdem das römische Weltreich untergegangen war, schwand damit das intensive Geschäftsleben, das sich in den italienischen Zentren entwickelt hatte. Damit schwand auch die Ankündigung. In den germanischen Ländern war von einer solchen erst recht nicht die Rede, da nur der Alerus mit Wort und Schrift umzugehen verstand. Die wichtigste Voraussetzung fehlte also. Im 16. Jahrhundert blühte der Handel wieder auf. Zudem war die Druckerkunst erfunden, die so bequem die Vielfältigkeit gestattete. Die Buchhändler waren auch diejenigen, die sich der Ankündigung regelmäßig bedienten. Sie reisten von Stadt zu Stadt, schlugen ihre Verzeichnisse an die Häuser und auf dem Markte an, die mit der Aufforderung schlossen, in die und die Herberge zu kommen, wo der Buchhändler sein Bett aufgeschlagen. Dann benutzte man die Ankündigung auch, um zu Lotterien, Ausstellungen aufzufordern. Sinnfällig wird die Verlosung in einem Wille dargestellt, die unter Weisheit der Obrigkeit erfolgt. Darunter befinden sich allerlei Gegenstände abgebildet, die zu gewinnen waren. Vor allem waren es die fahrenden Leute, die Zirkusbesitzer, die ihre Programme, mit langen Ausführungen versehen, an die Mauern anschlugen. Alle diese Reklamen waren mit Hilfe des Holzschnitts hergestellt, dessen breite Wirkung sehr gut hierzu sich eignete. Im 17. Jahrhundert kam der Kupferstich auf; der Holzschnitt wurde wenig gepflegt. Der Kupferstich mit seinen feinen Linien war dem Plakat naturgemäß nicht günstig. Wo man ihn doch benutzte, wurde die Wirkung eine kleinliche. Es mußte erst wieder die Lithographie erfunden werden. Diese gestattete große, farbige Wirkung. Doch sollten noch Jahre und Jahrzehnte vergehen, bis man wagte, die Möglichkeiten ganz auszunutzen.

Cherét war derjenige, der diesen Schritt tat. Ein einfacher Lithograph, arbeitete er sich mühsam empor und gründete schließlich die „Imprimerie Chaise“, die dann Weltruf erlangte. Cherét erhielt den Beinamen „le père de l'affiche“, der Vater des Plakats. Tatsächlich ist nach ihm das Plakat populär. Man kann auch bei ihm eine Entwicklung feststellen. Wie er allmählich sich hinliefte zu einem neuen Stil, wie er erst mit vielerlei Personen wirken will, dann diese in den Hintergrund zurückdrängt, wo sie undeutlich werden, aber doch als Masse mitwirken. Im Vordergrund eine Figur deutlich sichtbar. Auch hier kommt er zu Vereinfachung, er nimmt zwei Farben, meist Gelb und Blau.

Es ist charakteristisch, daß das Plakat in den Ländern seine höchste Geltung entfaltete, die in ihrer Entwicklung so weit fortgeschritten waren, daß der hochentwickelteste Geschäftsverkehr der Reklame sich andauernd bedienen mußte. Die Großstadt ist die Voraussetzung. Paris und London sind diejenigen Zentren, die uns das Plakat gaben. Es ist ein ganz eigener Stil, der sich hier entwickelt. Deutlichkeit, schlagende Wirkung, energische Führung der Linien, Sichtbarkeit der Farben — all das sind die notwendigen Forderungen. Alles Kleinliche, Allzu genaue muß vermieden werden, da die vorüberflutende Menge zum Sehen verlockt werden muß und schnell lesen will. Während die französischen Plakatkünstler entsprechend der französischen Malerei sich farbiger, malerischer geben, sind die Engländer und Amerikaner linearer und flächiger: breite Linien, große Flächen energisch hingesezt und umgrenzt.

Diese beiden Länder waren Deutschlands Vorbilder, als es galt, das künstlerische Plakat bei uns zu schaffen. Es entstanden Plakate, die die Farben und Nuancen der modernen Bilder auf die Straße

übertrugen. Es entstanden Plakate, die mehr dem Linienreiz folgten. München und Berlin, die beiden Städte waren es hauptsächlich, deren Künstler sich der Plakatbewegung angeschlossen. München mehr in künstlerischer Absicht, Berlin mehr aus geschäftlichen Gründen. München besaß in Th. Th. Heine einen Plakatkünstler von überragendem Talent. Er ist wohl der einzige, der sich neben den besten Künstlern des Auslandes stellen kann. Aber eine ganze Schar anderer Künstler war neben ihm tätig. Dann kamen auch andere Städte: Dresden, Karlsruhe. So haben wir jetzt eine Plakatkunst und es kommt nur darauf an, das Errungene zu erhalten. Wir wissen jetzt, welches Plakat gut, welches schlecht ist. Sehr viele aber sind noch fälschlich kleinlich und platt und weichen in aller Weise von dem neugewonnenen, großartigen Stil des Plakates ab. Die eigentliche künstlerische Bewegung ist jetzt vorbei und es gilt nun, aus dem Bisherigen den Nutzen zu ziehen und diesen fruchtbar zu machen. So kann das Gelernte wieder nutzbringend für die Zukunft wirken, da es sich bald zeigt, daß die Kunst der Praxis hier noch Wege weisen kann. Es kommt dabei natürlich hauptsächlich auf die Geschäftswelt an. Diese muß das Gute annehmen, das Schlechte abweisen. Aber das ist nicht leicht. Die Geschäftsführer haben einen unausrottbaren Hang zu dem alten Zeug, den überladenen, kleinlichen, fälschlichen Plakaten, deren die Kunst gerade überdrüssig ist. Erst nach und nach kann sich hier ein Wandel vollziehen. —

Die Schnitzerei bei den Togonegern. Neben dem in ganz Afrika verbreiteten Gewerbe der Schmiedekunst verstehen sich die Neger des Togogebietes vorzüglich auf die Weberei, Spinnerei und die Töpferei, die gewissermaßen das Monopol einzelner Plätze bilden, welche infolge ihres blühenden Bodens für dieses Handwerk besonders geeignet sind. Vor allem aber verdient die Schnitzerei erwähnt zu werden. Die schönen symbolischen Hauptknotenstücke mit Figuren und Verzierungen, sowie die kunstvoll geschnittenen, durchbrochenen Königskränze und Schmel, die sämtlich aus einem Stück gearbeitet sind, sprechen für die große Kunstfertigkeit der Schnitzer, die oft nur mit einem einfachen Messer arbeiten. Das Untergestell der Königskränze ist häufig in Form von gewundenen Schlangen hergestellt oder besteht in kleinen, durchbrochenen und verzierten Säulen. Auch fertigen die Leute kleine Köffel sowie Kränze, Lieblingsartikel der Frauen, an. Ferner arbeiten sie aus der harten Kienholzschale der Kokosnuz Ketten, die hauptsächlich als Hüftgürtel um den Leib getragen werden und zur Befestigung der kleinen Schamtücher dienen. Aus der harten Schale werden kleine runde Mattchen ausge schnitten, geschabt, durchlocht und auf einen Faden gezogen. Die auf diese Weise hergestellte Schnur wirkt wie eine Kette aus stumpfen schwarzen Glasperlen. Auch Hausgeräte aller Art werden geschnitten. So findet man in jeder Haushaltung die unentbehrlichen Kalabassen aus Kürbissen, denen schon während der Zeit des Wachstums künstlich eine bestimmte Form gegeben wird. Der Schnitzer entfernt dann das Mark des Kürbisses und glättet dessen Innenseite. Diese Gegenstände sind in allen Formen vorhanden, von den größten Vorratschalen bis zu den kleinsten Wassernäpfen. Die Kalabassen und Schalen werden mit allerhand Mustern verziert. So sind meistens auf den Kalabassen Abbildungen von einheimischen Tieren eingeschnitten, namentlich sind Schlangen, die auch in dem Zettelsleben eine große Rolle spielen, in allen Formen vertreten. Vielfach werden Eidechsen auf diesen Gefäßen angebracht, jedoch ist ihre Form, wenn man ihre Entstehungsgeschichte nicht weiß, kaum erkennbar. Sie sind nur noch eine Art Ornament, dessen erster Ursprung auf diese Tiere zurückzuführen ist. Endlich werden auch Muster von Vögeln zu der Verzierung der Kalabassen benutzt. Aus den Kürbissen fertigt man Vorratschalen, Wassernäpfe, Schöpfköpfe, kleine Eßlöffel, aus der Kokosnuz Schnupftabakdosen und andere Gebrauchsgegenstände an. Außer den angeführten Gegenständen werden, jedoch seltener bei den Eghes, auch noch vereinzelt an den Küstentplätzen Kanoes und andere kleine Fahrzeuge sowie Ruder aus Holz gearbeitet, obwohl der Kanoebau mehr eine Spezialität der Kunstleute ist, da in dem Küstengebiet die dazu notwendigen großen Seidenwollbäume fehlen. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Die Neue Welt.



Illustrierte Beilage

für

Wissenschaft, Belehrung und Unterhaltung.



Jahrgang 1906.



Hamburg 1906.

Verlag der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Muer & Co.